

Anhang I: Zeitzeugengespräch mit Ludwig Deiters

Das folgende Gespräch fand am 2. März 2016 bei Ludwig Deiters in Berlin statt. Geführt und aufgezeichnet wurde das Interview von Franziska Klemstein.

Für die Veröffentlichung wurde das Gespräch gekürzt und redigiert.

Franziska Klemstein (F.K.): In meiner Dissertation geht es um die Vielfalt denkmalpflegerischer Prozesse innerhalb der personellen und institutionellen Netzwerke der Denkmalpflege der DDR. Diese Netzwerke sind scheinbar zumeist dann entstanden, wenn es darum ging, denkmalpflegerische Belange voranzutreiben. Es geht mir also zum einen darum, welche Personen im Allgemeinen im Bereich der Denkmalpflege tätig bzw. besonders aktiv waren und welche Institutionen aktiv waren, um denkmalpflegerische Belange durchzusetzen oder auch zu verhindern. Zum anderen interessiert mich die Frage nach Handlungsspielräumen einzelner Personen und Institutionen anhand von konkreten Beispielen. Die zentrale Frage ist dabei: Unter welchen Umständen hatte man gewisse Freiheiten, Entscheidungen zu treffen für denkmalpflegerische Projekte, und unter welchen Umständen waren diese Handlungsspielräume sehr viel kleiner.

Im September 2015 haben Sie im Max-Lingner-Haus an einer Abendveranstaltung teilgenommen. Dort sagten Sie unter anderem, dass dem Stellenwert des Kulturbundes viel zu wenig Bedeutung beigemessen werde und dass Beziehungen – sowohl familiärer als auch freundschaftlicher Art – ebenfalls gewisse Handlungsspielräume ermöglicht hätten; auf diesen beiden Aussagen würde ich gerne unser Gespräch aufbauen.

Ludwig Deiters (L.D.): Von den Aktiven aus jener Zeit sind nicht mehr viele da. Nur noch die Jüngeren, die auch in der Publikation „Denkmalpflege in der DDR. Rückblicke“ zu finden sind, sie sind fast alle erst im Laufe der 1960er Jahre zum Institut für Denkmalpflege gekommen. Von den ganz alten Protagonisten aus der Zeit von 1952 bis 1955/57 ist nun leider überhaupt niemand mehr da. Ich bin ja erst 1957 zur Denkmalpflege gekommen und es ist zum Beispiel sehr schade, dass Sie Hans Nadler nicht mehr interviewen können.

F.K.: Ja, auch Kurt Lade hätte ich sehr gerne interviewt.

L.D.: Kurt Lade ist zu der Aufgabe gekommen, dieses Institut für Denkmalpflege zu leiten, weil sich von diesen alten Konservatoren niemand fand, der bereit war, nach Berlin zu gehen und dieses mit vielen Unannehmlichkeiten verbundene Amt zu übernehmen. Und Kurt Lade war zu jener Zeit Leiter der Abteilung „Stadtbildpflege“ im Berliner Magistrat, in diesem großen Institut von Hermann Henselmann, und hat sich bereitgefunden, diese Aufgabe zu übernehmen. Aber er war relativ krank, er hat nicht lange gelebt und ist auch von einigen der älteren Konservatoren nicht recht akzeptiert worden. Aber das weiß ich alles nur mehr vom „Hörensagen“. Ich bin ja für die Denkmalpflege so ganz nebenbei angeworben worden und hatte gar nicht die Absicht, darin lange zu bleiben. Aber das ist ein so faszinierendes Aufgabengebiet, dass man dann doch bleibt – noch über seinen Ruhestand hinaus.

F.K.: Ich habe im Bundesarchiv einen Schriftwechsel eingesehen, in dem es vorrangig um das Ministerium für Bauwesen ging. Allerdings waren dort ebenfalls ein paar Schriftwechsel zwischen Kurt Lade als dem damaligen Direktor der Zentrale des Instituts für Denkmalpflege und dem Ministerium für Bauwesen. Darin ging es um die Klassifizierung von Denkmälern. Das war ein Vorschlag von Gerhard Strauss, den er dem Beirat für Bauwesen vorgetragen hatte, woraufhin sich dann Kurt Lade meldete und sich dezidiert gegen diesen Entwurf aussprach. Daraus entwickelte sich dann ein Streit um Zuständigkeiten, den ich sehr interessant fand. Vor allem auch die Art und Weise, wie sich Kurt Lade argumentativ zu rechtfertigen versucht für seine Sicht der Dinge und wie im Gegenzug Gerhard Strauss darauf reagierte. Nach der Sichtung dieser Schriftwechsel habe ich mich gefragt, wie die Zusammenarbeit und auch die Abgrenzung von Zuständigkeiten zwischen dem Institut für Denkmalpflege und dem Institut für Theorie und Geschichte der Baukunst an der Bauakademie und den Ministerien gewesen ist.

L.D.: Da waren überhaupt keine Zuständigkeiten bei der Bauakademie. Die Denkmalpflege ressortierte immer im Bereich der Kultur und Gerhard Strauss hat mal ein kurzes Stück Denkmalpflegegeschichte mitgeschrieben. Er war Referent für Denkmalpflege in der Zentralverwaltung für Volksbildung. Danach wechselte er zur Bauakademie, die dem Ministerium für Bauwesen unterstand. Im Unterschied zum Institut für Bauwesen der Akademie der Wissenschaften. Die Akademie der Wissenschaften unterstand dem Ministerrat direkt. Und Strauss hatte immer große Ideen, er wollte mal Anfang der 1960er Jahre eine Art „Superinstitut“ für Kunstgeschichte und Denkmalpflege gründen. Aber daraus ist nichts geworden. Persönlich war er sehr interessiert an denkmalpflegerischen Themen, aber er war in keiner Weise zuständig. Die Sache mit der Klassifizierung, die hatte er aufgegriffen. Ein Gedankengang, der zur Zeit der beginnenden Planwirtschaft durchaus typisch war. Da wollte man den verschiedenen staatlichen Instanzen die Verantwortung für verschiedene Denkmalgruppen zuordnen. Dagegen haben sich die klassischen Denkmalpfleger immer gewehrt. Vor allem wegen der Ab-

klassifizierung derjenigen, die nicht auf der Liste – nicht auf der höchsten Stufe – standen, aber es ist dann schließlich doch 1961 dazu gekommen, dass diese Klassifizierung anbefohlen wurde. Dann haben wir das halt gemacht und versucht, das Beste daraus zu machen.

F.K.: Die Klassifizierung ist in der Denkmalpflege immer mal wieder Thema, dadurch, dass es in verschiedenen Ländern so betrieben wird.

L.D.: Es gibt inzwischen ja diese eine Klassifizierung: Weltkulturerbe oder nicht. Aber das hängt auch zusammen mit der Frage, soll man überhaupt Denkmalerklärungen machen oder ist alles potenziell Denkmal; nur im Falle des Bedarfs wird eine denkmalpflegerische Erklärung abgegeben mit einer denkmalpflegerischen Zielstellung. Dieses Vorgehen ist aber auch wiederum gefährlich und hätte auch gar nicht zur Planwirtschaft gepasst. Da musste von vornherein bekannt sein, was Denkmal ist und was nicht. Sodass wir nachher bei der weiteren Entwicklung der denkmalpflegerischen Gesetzgebung selbstverständlich diese Denkmalerklärung mit eingeführt haben – sogar die Kennzeichnungspflicht. Um alle aufmerksam zu machen und den Streitgegenstand von vornherein als solchen zu kennzeichnen.

Zu Ihrer Grundfrage der persönlichen Einflussnahme: In fachlicher Hinsicht waren die Spielräume relativ groß. Aber es kam immer darauf an, welche Partner man wann hatte, welche Gesamtumstände überhaupt zu der Erhaltung und Restaurierung führten und wo dann die Kompromisse und Möglichkeiten lagen. Aber natürlich hat diese Gesamtsituation mit dem Ringen um die Anerkennung der Denkmale auch dazu geführt, dass man eine einigermaßen populäre Denkmalpflege betreiben musste. Eine Denkmalpflege, bei der die kulturelle Wirkung der Denkmale im Vordergrund stand und nicht so sehr das Herauspräparieren des Denkmals als Dokument für wissenschaftliche Forschung; dieser Gedanke „Konservierung – Restaurierung“, dieser Gegensatz, vermeintliche Gegensatz oder Abfolge, spielt überhaupt eine riesige Rolle in der Denkmalpflege des ganzen 20. Jahrhunderts. Und wir waren doch mehr auf der Seite derjenigen, die Restaurierung wollten, weil ein restauriertes Denkmal eine ganz andere Popularität hatte als ein nur konserviertes. Da gibt es zahlreiche Beispiele für.

F.K.: Wie würden Sie das beispielsweise im Zusammenhang mit dem Tierpark und dem Schloss Friedrichsfelde sehen?

L.D.: Das Schloss Friedrichsfelde war im höchsten Grade gefährdet. Durch Bauschäden, die bereits in den 1920er Jahren entstanden waren, wegen der großen Wasserhaltung für das Kraftwerk Klingenberg. Es musste erhalten werden – unserer Meinung nach – und hatte die größte Chance, einen kulturellen Mittelpunkt mit dem Tierpark zu bilden, und das entsprach auch dem Wunsch und dem Geschmack des langjährigen Tierparkdirektors Dathe. Und es ist durch seine Initiative, auch durch seinen Mut, von vornherein als ein kultureller Mittelpunkt bestimmt und als Werterhaltungsmaßnahme instand gesetzt worden. Das war

eine ganz andere Art der Einordnung und es waren auch ganz andere Aufgaben damit gemeint. Das hing auch mit der Größenordnung der Maßnahmen zusammen. Dathe hat mit seinen Werterhaltungsmitteln, teilweise auch mit Beihilfen der Denkmalpflege, Stück für Stück mit Handwerkern und mit einer unmittelbaren Anleitung durch den Denkmalpfleger Ernst Wipprecht das Schloss wieder aufgebaut. Da ist kein großes Projekt gemacht, kein Beschluss über eine Investition gefasst worden. Mit der größten Selbstverständlichkeit wurde die Sicherung der Bausubstanz vorgezogen, auf der Basis eines Gutachtens für die konstruktive Sicherung von Baudenkmalen. Dieser Gutachter hat die notwendigen Maßnahmen vorgeschlagen und beschrieben, sodass diese dann durchgeführt werden konnten, bis der Bau wieder standfest war und der weitere Ausbau erfolgen konnte. Und dazu gehörten natürlich, da kommt man dann auf Ihre Frage nach den Personen zurück, dass sich Architekten fanden – in dem Fall mussten es Architekten in der Denkmalpflege sein, die in guter Zusammenarbeit mit Kunsthistorikern arbeiteten –, die bereit waren, alte Formen wieder zu ergänzen und die von ihrem konstruktiven Verständnis her auch in der Lage waren, das so durchzuführen, dass es bautechnisch einwandfrei war und nach Möglichkeit wiederum in alter Handwerkstechnik ausgeführt wurde. Das war ein Glücksumstand, dass der Wipprecht von seiner Ausbildung und Mentalität her dazu in der Lage war. Auch von seinem Geschmack her. Da geht es dann tatsächlich ums Künstlerische, auch um das Auge für die Fragmente und für die Möglichkeit der Herstellung verloren gegangener Zusammenhänge.

F.K.: Bei diesem Projekt scheint es für mich, so gewesen zu sein, dass die Personen die treibenden Kräfte dahinter gewesen sind; dass es weniger die Institutionen gewesen sind, die die Entscheidungen getroffen haben. Wenn Heinrich Dathe eine nicht so hohe Eigenmotivation gehabt hätte, wäre das Schloss Friedrichsfelde nicht erhalten geblieben. Ist diese Annahme so richtig?

L.D.: Er war ein sehr guter Zoofachmann und ein hervorragender Agitator und Diplomat, Politiker. Er war eine angesehene Persönlichkeit, die es verstand, sich in diesem ganzen Wirrwarr von Autoritäten mit den richtigen Argumenten zu behaupten. Und auch die Geschicklichkeit und die diplomatischen Fähigkeiten von Wipprecht kamen dazu. Das erklärt auch den hohen agitatorischen Anteil unserer Arbeit. Darin war auch Nadler ein Meister.

F.K.: Hans Nadler wurde auch schon von Bruno Flierl erwähnt, als ich mit ihm gesprochen habe. Ich habe Bruno Flierl die Frage gestellt, welche Persönlichkeiten er – als nicht direkt in der Denkmalpflege arbeitender Architekt – noch als die Protagonisten im Bereich Denkmalpflege bezeichnen würde. Wie würden Sie mir diese Frage nach den Protagonisten beantworten?

L.D.: Bruno Flierl war ein guter Freund, wie wir überhaupt in der Bauakademie Freunde hatten. Man konnte auch den Strauss nicht unbedingt als Widersacher der Denkmalpflege betrachten. Der wollte natürlich unsere Institution und auch

mich persönlich einbeziehen in sein „Superinstitut“. Aber das war einfach zu großstielig und verließ auch die institutionellen Rahmenbedingungen, die man vorher hatte. Er hätte es vielleicht ganz gerne an die Bauakademie angehängt. Aber die Bauakademie war eben auch zu sehr in den Apparat des Ministeriums für Bauwesen integriert. Die spielte keine übergeordnete Rolle. Sie war ein großes Dienstleistungsinstitut. Und so ein Mann wie Bruno Flierl hat sich darin recht unglücklich gefühlt, weil es da ein sehr scharfes parteiliches Reglement gab. Und das Benehmen eines bestimmten Parteisekretärs hat ja auch dazu beigetragen, dass ich nicht mehr in die Bauakademie zurück wollte. Das Leben hängt so viel von Zufälligkeiten und Personen ab.

F.K.: In der DDR schien vieles von der Parteizugehörigkeit abzuhängen.

L.D.: Aber das ist überall so. In der DDR war das natürlich verschärft durch ein teilweise misstrauisches und machtgeriges Verhalten von Funktionären und durch allgemeine Unsicherheiten. Darum ist es interessant, dass Sie das Datum der programmatischen Erklärung des Wegs zum Sozialismus [1952] zum Ausgangspunkt ihrer Arbeit nehmen. Denn dieser stand 1949, bei der Gründung der DDR durchaus nicht vorne an. Und das ist ja auch ein institutioneller Bruch gewesen.

Ich weiß nicht, wer der maßgebliche Mensch gewesen ist, der diese kleine Truppe der Denkmalpfleger, die in den Landesdenkmalämtern existierten, eben nicht auf die Bezirke aufteilen ließ. Wäre manchmal auch schwer möglich gewesen. Schon diese ganzen Bibliotheken und Archive aufzuteilen – und dann: Wie teilt man drei Leute auf? Es waren zu wenige. Damals war noch Johannes Robert Becher der Kulturminister – 1952. Moment ..., vor Becher ist noch eine entscheidende Persönlichkeit da: Helmut Holzhauer. Helmut Holzhauer war Kultusminister in Sachsen gewesen und ist dann bei der Umformung der Verwaltungsstruktur nicht Bezirksfunktionär, sondern zentraler Funktionär als Leiter der Kunstkommission geworden, der Vorläuferinstitution für das Ministerium für Kultur. Und Helmut Holzhauer war vom ursprünglichen Beruf her, so viel ich weiß, Volksschullehrer. Und die Volksschullehrer waren gerade in Sachsen immer sehr nah an diesem Heimatbund. Holzhauer hat persönlichen Einfluss genommen auf die erste Denkmalschutzverordnung – diese Verordnung von 1952. Und da gibt es eine geradezu anekdotische Erzählung von Nadler, dass Holzhauer ihn, Nadler, gebeten habe, um Material. Und dann habe Nadler ihm das sächsische Denkmalschutzgesetz von 1934 gegeben und das war – zwar in der Nazizeit beschlossen – ab Anfang des 20. Jahrhunderts erarbeitet worden. Das war merkwürdigerweise ein Auftrag dieses ersten Tags für Denkmalpflege gewesen. Diese Tage für Denkmalpflege fanden ja etwa jährlich statt und waren Treffen der verschiedenen Landesdenkmalpfleger im großen föderalen Kaiserreich und auch später in der Weimarer Republik. Es gab keine Zentrale der Denkmalpflege, infolgedessen haben die sich immer wieder getroffen und untereinander abgestimmt und gestützt. Und aus solch einer Versammlung kam der Beschluss, wir brauchen

ein Denkmalpflegegesetz. Das ist in Sachsen in unendlichen Stufen ausgearbeitet worden und entsprach sehr stark den Wünschen der Fachdenkmalpflege. Und das hat Holzhauer im Wesentlichen übernommen für diese Denkmalschutzverordnung. Ich nehme an, dass auch Holzhauer persönlich den Mut gehabt hat, zu sagen: Nein, wir teilen diese paar Denkmalpfleger nicht auf die Bezirke auf. Wir lassen sie an ihrer alten Stelle weiterarbeiten, als Außenstellen eines Instituts für Denkmalpflege.

Diesen Gedanken des Instituts für Denkmalpflege haben dann nach Holzhauer auch die weiteren Minister Becher und Abusch getragen. Sie setzten sich immer zur Wehr, wenn es darum ging, dass die Denkmalpflege auf die Bezirke aufgeteilt oder dem Bauwesen unterstellt werden sollte. Es gab immer wieder solche Versuche. Das letzte Mal gab es einen solchen großen Versuch zur Neuordnung der Denkmalpflege um das Jahr 1967. Ursache hierfür waren einige Konflikte mit Politbüromitgliedern, die als Paten von Wiederaufbauten verschiedener Städte wirksam waren. Damals war Klaus Gysi Kulturminister und mit diesem hatte ich vereinbart, dass wir erst mal eine interministerielle Kommission gründen müssen, in der das alles geklärt wird. Diese trat dann an der Seite des sehr scharfen Staatssekretärs Brasch einmal zusammen. Aber Gysi hatte befunden, dass ich als Stellvertreter von Brasch arbeiten sollte, woraufhin Brasch nie wieder eine Sitzung geleitet hat. Die nächsten Sitzungen habe über viele Jahre ich geleitet und das führte dann in die Erarbeitung des Denkmalpflegegesetzes von 1975. Das verdanken wir weitgehend dem Geschick von Gysi, der damals diese interministerielle Kommission ins Leben gerufen und die anderen Ministerien um die Delegation von Vertretern gebeten hatte, die dann auch die ganzen Jahre durchgehalten haben. Besonders die Plankommission war für uns günstig. Da gab es einen Abteilungsleiter namens Ackermann, der für Kultur zuständig war und der auch eine besondere politische Geschichte hatte. Er selbst trat nicht in Erscheinung, schickte aber einen jungen Mann, der uns sehr geholfen hat. Der Bauminister schickte einen Juristen, der sich sehr mit Bau- und Bodenrecht beschäftigt hatte.

F.K.: Die Namen, die Sie jetzt genannt haben: Gysi, Abusch, Holzhauer, Becher. Das sind auch alles Mitglieder des Kulturbundes gewesen. Im Bundesarchiv habe ich zudem einen Schriftwechsel gefunden, bei dem es um die Frage bzw. die Diskussion des Abrisses des Ermelerhauses und der Raabe-Diele ging. Hierbei wandte sich der Kulturbund an den Minister für Kultur, das war zu der Zeit Hans Bentziens, und dieser leitete das Schreiben dann weiter an das Ministerium für Bauwesen. Daraus ergab sich für mich die Frage, ob das der normale oder gängige Werdegang von Teilnahme an Entscheidungsfindungen des Kulturbundes war oder ob der Kulturbund andere Möglichkeiten hatte, um zu agieren und sich in solche Diskussionen einzubringen.

L.D.: Also, eine offizielle Einwirkungsmöglichkeit des Kulturbundes auf institutioneller Ebene könnte es höchstens in Richtung Parteiapparat gegeben haben. Es

gab wohl immer jemanden, der sich in diesem Apparat des Politbüromitglieds für Kultur und Wissenschaft um den Kulturbund zu kümmern hatte. Ich weiß das nur aus den letzten Jahren, als ich dann Vorsitzender der Gesellschaft für Denkmalpflege war, da war ein Mann namens Lubos im Parteiapparat für diese Dinge zuständig und der hat sich ausgesprochen bremsend ausgewirkt. Denn wir wollten damals vom Zentralvorstand eine Art Denkschrift zu den Problemen der Denkmalpflege machen und die wurde und wurde nicht fertig. Wir wurden dann auch mehr oder weniger an unserer Arbeit gehindert.

E.K.: Wie entwickelten sich denn die Handlungsspielräume im Kulturbund im Laufe der Zeit? Es gab ja mehrfache Umstrukturierungen des Kulturbundes.

L.D.: Eine große Umstrukturierung gab es, als man den großen Verband der Natur- und Heimatfreunde in diese Gesellschaften eingliederte. Es gab mehrere Gesellschaften, eine davon war die Gesellschaft für Denkmalpflege, dann gab es eine Gesellschaft für Heimatgeschichte, glaube ich, dann gab es eine, die sich um Naturschutz kümmerte. Die wurden immer stärker und immer wirkungsvoller, diese Gesellschaften im Kulturbund, je größer die allgemeine Unzufriedenheit, aber auch das Geschick der Bevölkerung wurde, sich mehr auseinanderzusetzen. Und der Schlüssel war immer, dass der Kulturbund am Volkskongress beteiligt war, der, glaube ich, 1948 zusammentrat und der dann 1949 die Keimzelle für die Volkskammer war. Dort hatte der Kulturbund wortgewaltig mitgewirkt, auch in den programmatischen Formulierungen für den Staat DDR wurde eine Fraktion Kulturbund in der Volkskammer gegründet. Und nicht nur in der Volkskammer, sondern auch in den anderen Volksvertretungen. Das heißt, überall saßen in den Volksvertretungen Kulturbund-Leute und die hatten wiederum eine Basis in den Klubs der Intelligenz und in den zahlreichen Freundeskreisen und Arbeitsgemeinschaften, die der Kulturbund im Lande hatte. Die waren dann wieder die Basis und auch die treibenden Kräfte für die Tätigkeit dieser Abgeordneten des Kulturbundes. Und wenn der Kulturbund auch zahlenmäßig und von seiner Wahrnehmung her nicht so bedeutend war, kritische Worte in den Sitzungen dieser Volksvertretung waren äußerst unbeliebt und immerhin mussten die Funktionäre alle paar Jahre wieder neu gewählt werden, und die wollten keinen Ärger haben. Also versuchten sie, Kompromisse zu unterstützen. Und die Kulturbund-Leute holten sich natürlich Informationen beim Institut für Denkmalpflege. Die Vertrauensleute kamen immer aus dem Kreis des Kulturbundes und die kriegten nachher in diesem ganzen Verordnungspaket, im Anschluss an das neue Denkmalpflegegesetz, direkt ihren Platz. Diese ehrenamtlichen Helfer für Denkmalpflege kamen immer aus Kulturbund-Kreisen und hatten stets eine breite Lobby. Nicht nur die Kulturbund-Mitglieder, im Grunde genommen eine viel breitere Klientel aus kultur- und heimatinteressierten Bürgern; das war gewissermaßen überall unsere fünfte Kolonne. Aber das setzte natürlich auch den Willen voraus, mit dem Kulturbund zu arbeiten und dem Kulturbund zur Verfügung zu stehen,

und darin war Nadler besonders tätig. Nicht zufällig, denn die Sachsen hatten die beste Heimatbundtradition. Es klappte aber auch im Norden. Weniger gut verlief es im Thüringer Bereich.

F.K.: Sie würden demnach diesen älteren Strukturen aus der Heimatbundzeit eine relativ wichtige Funktion zukommen lassen?

L.D.: Na ja, das war eine großartige Tat, dass dieser Kulturbund, der ja zunächst eine Gründung von Intellektuellen war, die Aufgabe übernahm, all diese vielen kulturellen Vereine, darunter eben auch die Heimatschutzvereine, zusammenzufassen und damit zu legitimieren. Das ist wohl noch in der Zeit der sowjetischen Besatzungsadministration erfolgt und als Persönlichkeit auf diesem Gebiet kann man Karl Kneschke nennen. Karl Kneschke war einer der hauptamtlichen Sekretäre im Kulturbund und war gewissermaßen der Vater der Abteilung „Natur und Heimat“, so hieß das zunächst.

F.K.: Sind Sie durch Ihren Vater zum Kulturbund gekommen?

L.D.: Ja, natürlich. Mein Vater gehörte zu den Mitbegründern des Kulturbundes, schon im Sommer 1945. Es waren zum Teil Emigranten, die damals zurückkamen, und zum Teil Leute, die sozusagen in einer Art inneren Emigration gelebt hatten, die, ohne sich politisch gefährlich zu betätigen, in der Nazi-Zeit überlebt hatten. Und mein Vater war Sozialdemokrat, man könnte sagen, sogar ein relativ linker Sozialdemokrat und Schulreformer. Er war in der Weimarer Zeit bis zum Schulrat aufgestiegen, in der damaligen preußischen Provinz Hessen-Kassel. Er hatte einen gewissen Einfluss in diesem Kasseler Bereich, weil er mit Ferdinand Friedensburg befreundet war, der damals dort als Zentrumspolitiker Regierungspräsident in der preußischen Provinz war. Und die beiden waren befreundet. In der Studentenzeit waren beide Mitglieder des Vereins Deutscher Studenten gewesen. Das war eine relativ liberale studentische Verbindung. [...] Mein Vater war den Nazis in Hessen also höchst auffällig und unangenehm gewesen und dann machten sie Gebrauch vom Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamten-tums und haben ihn zwangspensioniert. Er lebte dann ganz still und zurückgezogen in Berlin-Lichterfelde. Da hatten meine Großeltern ein Haus, was man heute Stadtvilla nennen würde. Ein Haus mit Mietwohnungen das aber ringsherum von Grün begleitet war. Das war auch damals schon eine typische Wohnform und eine dieser Wohnungen konnten wir dann bekommen. Dort war mein Vater eigentlich unbekannt. Er war eben der Mann von Lisbeth Fuchs. [...] Aber 1945 sah er natürlich die Zeit gekommen, wieder aktiv zu werden. Er gehörte, wie gesagt, zu den Gründungsmitgliedern und auch zu den Wortführern, und war dann längere Zeit der Vorsitzende der Berliner Organisationen des Kulturbundes. Da es noch keinen Zentralstaat gab, vor 1949, war er im Berliner Kulturbund der Vorsitzende, und der spielte immer eine gewisse politische Rolle. Und so lernte er dann auch Johannes Robert Becher kennen, der bald Präsident des Kulturbundes wurde, und auch Alexander Abusch, das ist ebenfalls ein Mann, der uns in all den Jahren im-

mer geholfen hat. Abusch war nach Becher Kulturminister und wurde dann Stellvertreter des Ministerpräsidenten oder Vorsitzender des Ministerrats, so hieß er nachher, nach den Ulbricht'schen Reformen, nach dem Tode von Pieck. Und das war ein Apparat, der sachlich nach Ulbricht arbeitete, doch Abusch hat im Hintergrund viel geholfen. Und das ist eben auch wirklich eine wichtige Sache gewesen, dass man Menschen kennen musste und mit ihnen zusammen Wege suchen musste, um allzu große Klippen zu umschiffen.

F.K.: Während des Gesprächs im Max-Ligner-Haus sagten Sie auch, dass beispielsweise die Petri-Kirche leichtfertig aufgegeben worden sei, da dieser Sakralbau das Unglück hatte, aus dem späten 19. Jahrhundert zu stammen und das Denkmalpflege-Verständnis zum damaligen Zeitpunkt bei 1840 endete.

L.D.: Ja, so ungefähr.

F.K.: Wie würden Sie das Verständnis gegenüber der historischen Substanz in der DDR gerade in den 1950er und 1960er Jahren und auch später charakterisieren? Wie auch das Verhältnis von Alt und Neu zueinander?

L.D.: Diese zeitliche Grenze des Denkmalschutzes hatte sich dann sehr schnell bis nah an die Gegenwart heran entwickelt. Das kommt noch nicht zum Ausdruck in dieser Verordnung von 1952. Aber später dann schon, in der Verordnung von 1961 und im Denkmalpflegegesetz von 1975 ebenfalls. Das war ein Prozess des Ernstnehmens des Historismus, der allgemein in den späten 1960ern und vor allem in den 1970ern eingesetzt hatte.

F.K.: Spielte da auch das europäische Denkmalschutzjahr 1975 eine Rolle? Oder war das weniger im Fokus in der DDR?

L.D.: Das europäische Denkmalschutzjahr hatte eine andere Thematik. Da hatte man sich weniger für die Grenze des Denkmalwertes oder für die Denkmale des späten 19. Jahrhunderts interessiert. Damals ging es eigentlich in sehr hohem Maße um die städtebauliche Denkmalpflege, um die Ensemblewirkung, und im Vordergrund standen natürlich das Mittelalter und die folgenden Jahrhunderte bis zum frühen 19. Jahrhundert. Das europäische Denkmalschutzjahr fiel in eine Zeit des Überdrusses an der Dominanz der modernen Architektur, ausgelöst insbesondere durch den Brutalismus der späten 1960er Jahre. Das Denkmalschutzjahr war allgemein darauf gerichtet, alte Zusammenhänge zu erhalten. Es schwamm auf einer Welle des Bevölkerungsinteresses an der Geschichte allgemein und an der historischen Kultur mit. Damals wurden überall Heimatmuseen gegründet, auch bei uns in der DDR. Der Besuch der Museen nahm außerordentlich zu. Das ging sogar in eine Art Neuhistorismus hinein, in der Möbelkultur. Damals entstanden wieder Renaissancemöbel und spöttisch wurde das alles als „Nostalgiewelle“ bezeichnet. Diese „Nostalgiewelle“ als allgemeine Erscheinung und das europäische Denkmalschutzjahr gehören zusammen. Natürlich hatte die allgemeine Kulturpropaganda in dieser Richtung auch unsere Funktionärschaft beeinflusst. Auch bei denen war die „Nostalgiewelle“ populär. Anfang der

1970er Jahre, nach dem Sturz von Ulbricht, also in der frühen Honecker-Zeit, hatte man wieder Wert gelegt auf den Heimatbegriff. Bei uns wurde dieser apostrophiert als sozialistische Heimat, aber unter Einbeziehung des kulturellen Erbes in seiner Vielfalt. Das alles kann man natürlich auch in Parteidokumenten nachlesen. Das war der VII. Parteitag, der in die frühen 1970er Jahre fiel, und davor hatte es auch noch eine Plenartagung gegeben. Kurt Hager hat sich auch zu dieser Problematik geäußert, er war inzwischen das Politbüromitglied für Kultur und Wissenschaft. Das schaffte uns dann auch argumentativen Spielraum. In diese Zeit fällt zudem die Bewegung zur Herstellung sogenannter Fußgängerzonen in historischen Straßenzügen der Städte. Sindermann, der erste Sekretär der Bezirksleitung in Halle, hatte einen besonderen Sinn dafür. In Halle selbst ist die erste Fußgängerstraße entstanden und fast gleichzeitig die Kröpeliner Straße in Rostock. Schließlich hat auch Potsdam nachgezogen. Das beruhte alles auf dem Wunsch der Bevölkerung und auf der Sehnsucht nach vielfältigen Ensembles, im Unterschied zu den großen Neubaugebieten, die damals vor den Städten entstanden. Es gab bei der Bauakademie auch einen Soziologen, der sich damit beschäftigt hat. [...] Man hatte auch in der DDR gemerkt, dass man einerseits viele neue Wohnungen baute und dass andererseits auch große Verluste eintraten durch einen Mangel an Werterhaltung an den Altbauten. Dann kam eben dieses Programm der komplexen Modernisierung, wie man es damals nannte, zustande, oder Programm der Rekonstruktion. Im Architektenbund hatte man dann eine zentrale Fachgruppe (ZFG) „Rekonstruktion“ gegründet und parallel dazu eine Fachgruppe für Denkmalpflege. Das ging von Edmund Collein aus, der damals Präsident des Architektenbundes war. Und Collein hat mich veranlasst, diese Denkmalpflegegruppe zu gründen. Ich habe mich wiederum mit Günter Kabus von der Bauakademie verbündet und wir haben dann diese beiden Fachgruppen zu einer großen Fachgruppe „Rekonstruktion“ zusammengeschlossen, die ich dann geleitet habe. Der Architektenbund wurde immerhin gehört, der spielte eine gewisse Rolle. An Kongressen des Architektenbundes nahmen manchmal Mitglieder des Politbüros teil. Da hatte ich dann auch die Gelegenheit, als Vorsitzender der Fachgruppe „Rekonstruktion“ über Bauerhaltung im Allgemeinen und Denkmalpflege im Besonderen zu sprechen. Das hat Günter Mittag, der im Politbüro für Wirtschaft, und damit auch für Bauwesen, war, nicht gefallen. Es gab mal einen Architektenkongress, bei dem ich auf der Rednerliste stand. Mittag war im Präsidium und hat dann verhindert, dass ich sprach. Das ging manchmal bis in das Persönliche. Der behauptete immer, die Bauerhaltung im Allgemeinen und die Denkmalpflege im Besonderen störten die Produktivität im Bauwesen.

F.K.: Auf der anderen Seite versuchte man dann doch in den 1980er Jahren, historische Formen in großem Maßstab maschinell vorzufertigen, und versuchte letztlich, wieder eine gewisse Historizität zu erzeugen, beispielsweise beim Friedrichspalast.

L.D.: Da war dann auch eine kunstgewerbliche Linie drin. Das hing auch damit zusammen, dass es ein Projekt der Sonderbauleitung unter Gißke war. Gißke hatte damals auch die Aufgabe, das Schauspielhaus wiederherzustellen. Das Nikolaiviertel ist ebenfalls unter Leitung von Gißke wiederhergestellt worden. Dort entstand dann die Notwendigkeit, auch feinere und differenziertere neue Formen mit der Wiederherstellung alter Formen zusammenzubringen. Gißke hat sogar ein eigenes kleines Betonwerk gehabt, um dann die Formen, die auch für die Neubauten am Platz der Akademie notwendig waren, und fürs Nikolaiviertel herstellen zu können.

F.K.: Wie war da die Zusammenarbeit mit dem Institut für Denkmalpflege? Also, gerade beim Nikolaiviertel oder auch beim Schauspielhaus war doch ebenfalls historische Substanz vorhanden.

L.D.: Die historische Substanz wurde schon unter intensiver Leitung des Instituts für Denkmalpflege wiederhergestellt. Haben Sie mal mit Peter Goralczyk Kontakt gehabt? Der hat den Platz der Akademie betreut. Er war damals Leiter der Arbeitsstelle Berlin-Brandenburg des Instituts für Denkmalpflege und hat sich auch ganz persönlich gekümmert, um das Schauspielhaus und um die Dome. Da war die Zusammenarbeit auf allen Ebenen gut, bis zu Gißke persönlich. Wobei ich das Glück hatte, dass ich mal eine Zeit lang mit Gißke zusammengearbeitet habe, als ich im Institut von Henselmann tätig war, bevor wir damals als Buchenwald-Kollektive unsere Arbeit aufnahmen. Da war ich ein gutes halbes Jahr bei Henselmann im Magistrat in diesem Institut tätig. Gerade zu der Zeit, als Henselmann die Bauten am Frankfurter Tor gemacht hat und so nah wie möglich an die Berliner Bauradition heranrücken wollte – die Türme haben ja so etwas Gontard'sches –, und in den Details ging es dann auch um den Berliner Spätbarock und Klassizismus. Ich war damals Leiter der Detail-Brigade und bin zusammen mit einer Fotografin überall in Berlin unterwegs gewesen. Zu der Zeit war Erhardt Gißke der Stellvertreter von Hermann Henselmann und war zuständig für Bautechnik/Bauproduktion. Wir waren also gewissermaßen zwei junge Leute bei Henselmann und waren auch bei Exkursionen manchmal miteinander unterwegs. So hatte ich immer einen Draht zu Gißke, er blieb mir persönlich befreundet. Was auch wichtig war in der Zeit, als die Nikolaikirche wieder instand gesetzt wurde. Gißke war ein ausgezeichneter Organisator und hat natürlich sehr viel auch auf sich bezogen, was seine Leute wie der Manfred Prasser dann machten. Und manchmal haben sie uns auch einen Streich gespielt: bei der farbigen Inneninstandsetzung der Nikolaikirche. Da hatten wir nicht recht Befund und haben an einigen Diensten und Pfeilern in der Kirche graue Farbe angewandt, ein wohlangepasstes, relativ farbiges Grau, und das ist dann über Nacht Weiß gestrichen worden. Grau sei zu pessimistisch.

F.K.: Wie war das bei dem Liebknecht-Portal, beim Einsetzen des Portals in das Staatsratsgebäude?

L.D.: Das fiel in eine Zeit, in der unser Institut für die Berliner Denkmalpflege noch gar nicht zuständig war. Eigenartiger Weise. Da war Ebert Oberbürgermeister und der hatte immer noch versucht, Berlin eine Sonderrolle zu geben, hatte die Zuständigkeit des Instituts für Denkmalpflege für Berlin verhindert. Damals waren erst Fritz Rothstein und dann Waltraud Volk gewissermaßen die Magistratsdenkmalpfleger. Die haben dann das Versetzen des Portals begleitet.

Als damals Ulbricht gerade den Abriss der Schlossruine betrieb, hat es natürlich genug Leute gegeben, die davon geredet haben: „Ja, da war doch dieser Balkon, auf dem der Liebknecht die Republik verkündet hat.“ Als das Staatsratsgebäude dann gebaut wurde, da erinnerte man sich dieser geborgenen Teile und hat sie an das Staatsratsgebäude drangesetzt – in die Flucht der Schlossfreiheit, die ja dann später als Straße keine Rolle mehr spielte. Sodass das Ding etwas seltsam am Staatsratsgebäude sitzt. Die frechen Berliner haben damals gesagt: „Sieht ja aus wie ein Rechenschieber!“. Im Übrigen ein sehr anständiger Bau, den der Roland Korn da gemacht hat. Damals in der Zeit der Rückkehr zur Moderne nach der NatiTradi-Periode.

F.K.: Ich habe in verschiedenen Publikationen gelesen, dass die *Sechzehn Punkte für Städtebau und Architektur* häufig als Grundlage dienten, um denkmalpflegerische Projekte ins Abseits zu bringen – aber auch das Gegenteil wird häufig beschrieben.

L.D.: Die *Sechzehn Punkte* gaben der Denkmalpflege einen gewissen Rückenwind. Als die dann zu Ende waren, begann für uns die kritischste Zeit. Also nicht 1952, sondern eher Ende der 1950er Jahre, und die 1960er Jahre waren die schlimmsten. Die 1970er Jahre gingen dann wieder.

F.K.: Ich habe jetzt nur noch eine abschließende Frage an Sie: Welche Bedeutung hatte ICOMOS für die DDR-Denkmalpflege?

L.D.: Die Internationalität der Denkmalpflege hat uns natürlich geholfen. Schon allein die Tatsache, dass unsere Funktionäre, wenn sie einen Staatsbesuch im Ausland unternahmen, zu Denkmälern geführt wurden, und dass umgekehrt, wenn sie Besuch hatten, auch Denkmale besichtigt wurden. Das hat schon die Aufmerksamkeit erhöht. Wir hatten ja schon vor der Generalkonferenz von 1984 eine ganze Reihe von Tagungen gemacht, über die dann auch in der Presse – bis zum *Neuen Deutschland* hoch – berichtet wurde. Wir hatten in den frühen 1970er Jahren mal eine Konferenz über die neue gesellschaftliche Nutzung historischer Bauten – ich glaube, 1974 –, die sehr gut besucht war. Wir haben uns immer an UNESCO-Themen angehängt. Dann spielten Jugendfragen für die UNESCO eine große Rolle und zu der Zeit haben wir 1977 eine große Tagung gemacht über Jugend und Denkmalpflege in Rostock. Hunderte von Gästen haben wir gehabt und natürlich in der DDR die Beteiligung verschiedenster Gruppen von Jugendlichen und Studenten, zum Beispiel: den Kasseturm in Weimar. Diese Veranstaltung in Rostock, bei der auch der Präsident des ICOMOS dabei war, die hatte schon eine

Dimension gehabt, ich glaube, so um die 400 Gäste. Der ICOMOS-Präsident sagte damals zu Heinz Gundlach, dem Ratsmitglied für Kultur in Rostock: „Das ist ja schon beinahe wie eine Generalversammlung.“ Woraufhin dieser sofort sagte: „Ja, ich lade Sie gerne ein zur nächsten Generalversammlung nach Rostock!“ Damit war gewissermaßen sieben Jahre vorher schon der Kurs auf diese Generalversammlung genommen worden. Nun war ICOMOS sehr darauf gerichtet, die Denkmalpflege der Welt zusammenzuführen und auch sehr geschickt den Kalten Krieg zu überbrücken. Der Gründungskongress war ja damals 1965 in Warschau und ist nachher eigentlich immer – eine Weile lang – zwischen Ost und West gependelt. So waren wir sehr willkommen, als wir dann 1981 in Rom eingeladen haben für 1984 nach – mittlerweile nicht mehr nur Rostock, sondern – Rostock und Dresden. Ein Bezirk alleine im Norden, das schien uns allen zu schmal und die Dresdener traten gern in Wettbewerb zu Rostock und dann haben die beiden Bezirke wirklich einen echten Wettbewerb geliefert. Das war eine sehr gut ausgestattete Generalkonferenz, die vielen Eindruck gemacht hat. Helmut Stelzer, der damals Sekretär des ICOMOS-Nationalkomitees der DDR war und im Wesentlichen die Organisation getragen hat, hat soviel Eindruck gemacht, dass er dann zum Generalsekretär des ICOMOS gewählt worden ist. Es war ein Höhepunkt der Denkmalpflege. Die internationale Popularität und damit auch die nationale Popularität ist gewachsen. Also haben Sie völlig recht: Das war der Höhepunkt. Und zu der Zeit haben sich auch noch nicht die Kürzungen ausgewirkt. 1987 und 1988 waren auch für die Denkmalpflege Niedergangsjahre. Bis dahin war noch ein gewisser Aufwind da gewesen. Noch 1986 hatte der Minister für Kultur eine interministerielle theoretische Konferenz zur Denkmalpflege abgehalten, auf der auch der Bauminister gesprochen hat. Das war der letzte Höhepunkt, wenigstens ideologisch. Danach gab es dann Kürzungen der Beihilfemittel und es kam zu Schwierigkeiten bei Baukapazitäten. Na ja, das war dann der Niedergang der DDR überhaupt. Immer spielten natürlich auch Persönlichkeiten eine Rolle und wenn man sich so die Reihe der Minister anguckt, dann ist der letzte Minister der DDR, Hans-Joachim Hoffmann, der energischste gewesen, in seiner Funktion als oberster Denkmalpfleger.

F.K.: Herzlichen Dank für dieses Gespräch.

